



Chronika eines fahrenden Schülers.

Volkes versammelt, die alle um den dahingeshiedenen, vielgeliebten Insofi weinten und jammerten. Das Grab war schon bereit; es bestand aus einer Vertiefung, die unter einem mächtigen, haushohen Steinblock ausgeworfen worden war.

Ich betete nun zunächst mit meinen Schulkindern ein paar Vater unser für den Verstorbenen und sang man dann ein Trauerlied. Zwei kräftige Burschen holten inzwischen die Leiche aus dem Kraale und legten sie auf eine Art Bahre, die sie in primitiver Weise aus einigen Stangen hergestellt hatten. Ich besprengte die Leiche mit Weihwasser und ordnete den Zug. Vier Burschen trugen die Bahre, die Schulknaben gingen voraus, die Mädchen und das übrige Volk kamen hintendrein. Beim Grabe angekommen, richtete ich an das Volk ein paar erbauende Worte und betete sodann in der Manika-Sprache das Miserere.

Nun nahmen drei Männer die Leiche und schoben sie vorsichtig in die etwa sieben Fuß lange Grabhöhle, die mich lebhaft an die römischen Katakomben erinnerte. Nachdem ich Grab und Leiche abermals mit Weihwasser besprengt hatte, nahm einer der Männer das weiße Tuch, in das die Leiche eingehüllt war, vom Gesichte hinweg, und begann sodann mit Hilfe einiger anderer Schwarzen die Grabhöhle mit großen Bruchsteinen zu vermauern. Die Fugen wurden sorgfältig mit Lehm überstrichen, und die ganze Arbeit vollführten sie so ehrerbietig und still, daß ich mich höchlichst erbaute.

Ein gemeinsames Trauerlied bildete den Schluß der seltsamen Leichenfeier. Möge die Seele des alten Häuptlings in Frieden ruhen, und am Throne Gottes die Verehrung recht vieler seiner Stammesgenossen erbitten!

Chronika eines fahrenden Schülers.

Von Clemens Brentano.

(Fortsetzung.)

Da ich die große Freundlichkeit meines Herrn aus dieser Rede vernommen hatte, sagte ich einen guten Mut, setzte mich zu ihm unter den Baum und sprach also: „Mein gnädiger Herr und Ritter, es gibt keinen ehrlicheren Weg ins Leben, als die Geburt, denn unser Heiland ist ihn auch gewandelt, und so gibt es auch keinen ehrlicheren Weg zur Armut, als in ihr geboren zu sein, denn auch unser Heiland ward in ihr geboren; und so kam ich zur Armut, als ich zur Welt kam.“

Aber ich bin doch nicht lang arm geblieben, denn ich fand eine unaussprechlich liebe Mutter; die ließ mich an ihrem Herzen schlummern und sah auf mich nieder mit sorgenden Liebesblicken, und weckte sie mich nicht mit ihren Tränlein, die auf mich niederfielen, so weckte sie mich mit Küssen und ließ mich ihr eigenes Leben trinken an ihrer Brust. — o Herr, war ich nicht reich? Wer ist ärmer und zugleich reicher, als ein neugeborenes Kindlein? —

Ja, ich war so reich, daß ich meiner lieben Mutter Freud und Leid verdoppeln konnte, was Ihr wohl aus einem Lied vernehmen werdet, das meine Mutter oftmals sang, wenn sie mich in frühesten Jugend einschläferte, und habe ich es nach ihrem Tode in ihrem Gebetbüchlein liegend gefunden. Es ist aber gestellt, bald als rede ein Kindlein zur Mutter, bald die Mutter zu ihm. Nun hört:

Das Kind:

„O Mutter, halt dein Kindlein warm, Die Welt ist kalt und helle,
Und trag es fromm in deinem Arm, An deins Herzens Schwelle,

Leg still es, wo dein Busen bebt, Und leis herab gebücket,
Harr' liebevoll, bis es die Angeln hebt, Zum Himmel selig blickt.
Ich schau zu dir so Tag als Nacht, Muß ewig zu dir schauen,
Du mußt mir, die mich zur Welt gebracht, Auch nun die Wiege bauen.

In deines kuschlichen Schoßes Gut Sollst du dein Kindlein schaukeln,
Daß es dir bleibe so lieb, so gut, Wie Träume es umgarnen!“

Die Mutter:

„Und weck' ich dich mit Tränen nicht, So weck' ich dich mit Küssen,
Aus deinem Aug' mein Tag anbricht, Sonn', Mond dir weichen müssen.

O du unschuld'ger Himmel du! Du lachst aus Kindesbliden,
O Engelsehen, o sel'ge Ruh', In dich mich zu entzücken!

Ich schau' zu dir, so Tag als Nacht, Muß ewig zu dir schauen,
Und wenn mein Himmel träumt und lacht, Wächst Hoffnung und Vertrauen.

Vater unser, der du im Himmel bist, Unser täglich Brot gib uns heute;
Getreuer Gott, Herr Jesus Christ, Tränk' uns aus deiner Seite!“ —

Nachdem ich das Lied gesagt, waren ich und mein Herr Ritter ein bißchen stille. Dann hob er an und sprach: „Du hast recht, lieber Johannes, du warst recht reich, eine so liebe Mutter auf Erden zu finden. Das ist ein schönes Lied, aber es ist auch wie *Tr a u e r* darin; wer hat es denn also gesezt?“

Da sagte ich: „Mein Vater hat es gesezt, als ich noch nicht geboren war, da er von meiner Mutter scheiden mußte, und hat sie ihn seitdem nie wiedergesehen, und ich selber kenne ihn nicht.“ — Da brachen mir die Tränen aus, aber mein gnädiger Herr fuhr mir freundlich mit der Hand über das Haupt und sagte: „Sei wohlgenut! Ich will dein Vater sein, das reicht auf Erden hin, Gott geb's!“ —

Da küßte ich ihm die Hand und fuhr fort: „Ach, Herr Ritter, solcher Reichtum an einer so lieben Mutter war noch nicht genug, denn gute Leute nahmen mich auf ihre Arme und trugen mich in die Kirche. Da ward ich durch die heilige Taufe aufgenommen unter die Kinder Gottes und ward gereinigt von aller Sünde und ward teilhaftig der Verführung unseres Herrn Jesu Christi. Da ward ich erst reich über alle Maßen, da hatte ich das ewige Leben und den Schlüssel des Himmels geschenkt!“

Dann aber ward mir auch gegeben viel irdische Herrlichkeit, und was zum Leben nötig und lustig ist; denn ich ward gelehret, daß der Glanz der Sonne all mein Gold sei, der Spiegel der Flüsse all mein Silber, die grünen Wiesen mit ihren Blumen all meine Teppiche und Tapeten, der Himmel mit seinen blauen gestirnten Gewölben und der grüne hohe Wald all meine Gebäude und Hallen! Ja, endlich bin ich so reich geworden, daß mir die ganze Welt offen stand und alle guten Menschen meine Diener wurden, zu denen ich sprechen durfte: „Gib mir dies, gib mir jenes!“

Und hatte ich auch keinen Herrn, als den Herrn aller Herren, den lieben Gott, der mir das Leben zu einem Lehen gegeben und in dessen Hände ich es — so der hl. Geist seine Gnade verleiht und mein Herr Jesu sich meiner erbarmt, — ohne große Makel zurückzugeben hoffe. Ich bin somit eines großen Ritters Sohn und habe mir zum Spruche auf mein Schild erwählt:

„Der Himmel ist mein Hut, Die Erde ist mein Schuh,
Das heil'ge Kreuz ist mein Schwert, Wer mich sieht, hat mich lieb und wert!“

Da lächelte Herr Beltlin und sprach: „Dein Hut ist besser als dein Schuh, die wirfst du dir bald ablaufen; aber dein Schwert ist das mächtigste auf Erden und hat einen guten Waffenschmied gehabt. Du bist ein guter Ritter, und deine Fahrt mag glücklich abgehen, denn die

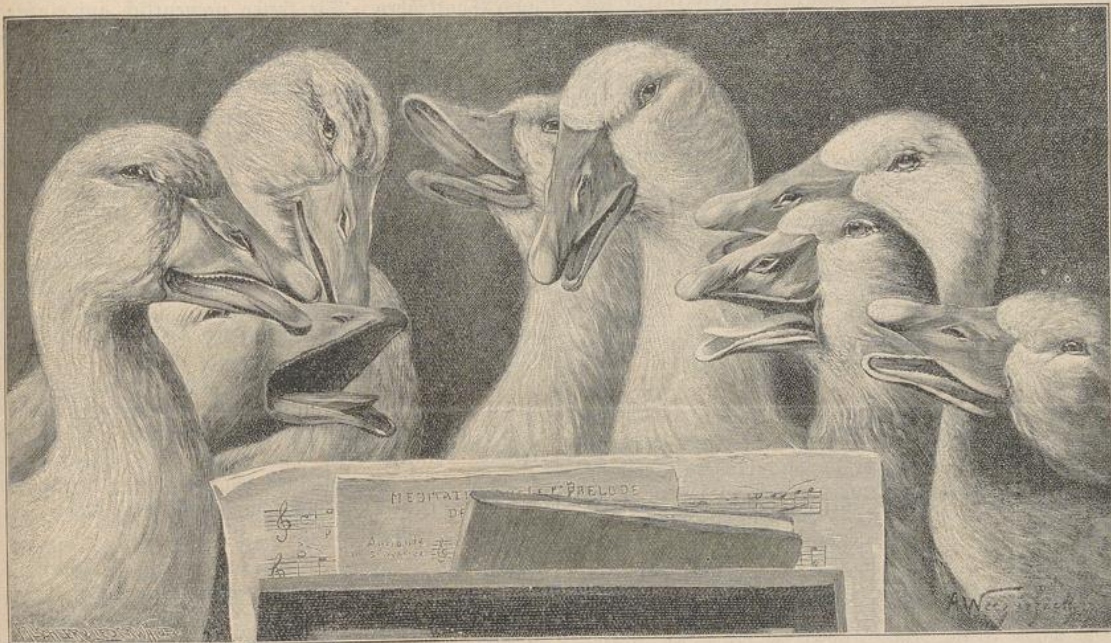
sich sehen, haben dich lieb und wert. Aber erzähl' mir nun dein Herkommen!"

Da zog ich ein Buch aus meinem Buchbeutel und sprach: „Ich will es Euch lesen, denn ich habe angefangen, es mir aufzuschreiben, und zwar so recht ausführlich, wie es mir eingefallen, mit allerlei Rede und Betrachtung, wie mir bewußt ward, daß es gewesen ist und gewesen sein kann.“

Da sprach Herr Beltlin: „Du kannst schreiben? Johannes, das kann ich nicht, und bin ich begierig zu hören, ob du auch alles so aufgeschrieben, daß ich es wohl genießen mag. Denn da die Schrift als etwas Künstlicheres und dem Menschen Merkwürdigeres gegeben wird, als gewöhnliche Rede, die schnell dahinfliegt,

Das erste, dessen ich mich aus frühester Jugend von meiner Mutter recht deutlich erinnere, ist, daß sie mich lehrte, mich mit dem Zeichen des hl. Kreuzes zu bezeichnen und die Hände zu falten und das Vater unser und den englischen Gruß zu beten. Sie sagte mir die Gebete vor, ich schaute nach ihren Lippen und sprach ihr nach; und ich erinnere mich noch recht deutlich meiner großen Freude, als ich zum ersten Male abends neben ihr an ihrem Betschemel kniete und diese heiligen Gebete mit ihr fertig und ohne Fehl sprach. Jetzt noch, wenn ich bete, ist es mir oft, als schaute ich nach ihren Lippen und spräche ihr nach.

Sie war arm, fromm und arbeitssam, und wenn ich sie gleich später in mancherlei Geschäft gesehen, schwebt mir ihr Bild doch meistens betend, singend oder spinnend



Doppelquartett.

so soll sie auch des Aufbehaltens würdiger dem Menschen dargereicht werden und also wohlgelesen und deutlich sein. Ries nun!"

Da hob ich an:

Chronika des fahrenden Schülers
Johannes Laurenburger
von Polśnich an der Lahn.

Dies Buch ist mir wert und lieb,
Wer es mir stiehlt, der ist ein Dieb.

Ich bin geboren am 20. Mai 1318 zu Polśnich an der Lahn. Das ist ein Hof, der gehört zum Kloster Arnstein, darin ich getauft wurde Johannes. Meine Mutter selig wohnte in einem kleinen Häuslein vor dem Hof, und nannte man sie die schöne Laurenburger Els; mein Vater aber, den ich nie gesehen, war der Ritter Johann Georg von der Laurenburg, die dem Kloster Arnstein gegenüber an der Lahn liegt. Was es aber für eine Beschaffenheit mit ihm habe, will ich hier niederschreiben, soviel ich erfahren, wenn ich zu der Zeit in meinem Leben gelange, da es mir selbst bekannt worden.

vor Augen. Wenn sie mich manchmal abends schon im Bett entschlafen glaubte, wachte ich noch und horchte auf das Schnurren ihrer Spindel und ihrem rührenden Gesang, denn sie saß spät auf, ihr Brot in Ehren zu verdienen.

Der Anblick meiner holdseligen Mutter, wenn sie so bei Lampenschein vor sich hin sang und spann, rührte mich oft bis zu Tränen; warum, das weiß der liebe Gott gewiß, zu dem ich wohl zuhörend mit kindlichem Herzen für sie gebetet habe.

Einmal weiß ich, daß ich gar sehr weinen mußte, als ich sie nachts bei ihrem Rocken so vor sich hin singen hörte; denn da fing eine Nachtigall vor unserm Fenster auch zu singen an. Es war schon sehr spät und der volle Mond schien klar und hell. Meine Mutter aber hörte nicht auf zu singen und sangen das Vöglein und sie zugleich. Da habe ich zum erstenmal Traurigkeit empfunden und kindische Sorgen um den Ernst des Lebens gehabt, die ich wohl noch fühle, aber nicht auszusprechen vermag; da habe ich mich auch leise im Bett aufgerichtet und meiner Mutter zugehört. Sie aber sang ein Lied, das lautete also:

„Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing' und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
Solang der Mond wird scheinen.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
Gedenk ich dein allein, —
Mein Herz ist klar und rein, —
Gott wolle uns vereinen!

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall,
Ich dent' bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen!
Hier spinne ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing' und möchte weinen.“

Besonders traurig aber kam es mir vor, daß der Vogel und meine Mutter zugleich sangen und doch nicht recht miteinander. und hätte ich damals wohl wissen mögen, ob der Vogel in seinem Gesange auch meiner Mutter gedachte, und ob er auch lieber geweint als gesungen hätte. Ich fragte darum meine Mutter mit den Worten: „Mutter, was singt denn die Nachtigall dazu?“

Da sagte sie: „Die Nachtigall sehnt sich und lobet Gott, also tue auch ich. Aber, Johannes, warum wachst du? Schläfe, du mußt morgen früh heraus und mit mir nach Kloster Arnstein gehen. Wenn du nicht schläfst, so nehme ich dich nicht mit.“ Da löschte sie die Lampe aus und trat vor mein Bettlein und machte mir das Zeichen des Kreuzes auf Stirne, Mund und Herz und küßte mich, und da ich fühlte, daß sie weine, schlang ich meine Arme um ihren Hals und drückte ihr Antlitz fest an das meinige, und da weinten wir beide.

Ich fragte sie aber: „O liebe Herzmutter, was weinst du, und warum machst du mir nochmals das Kreuz? Ich habe ja schon gebetet.“

„Lieber Johannes“, sprach sie hierauf, „ich mache dir immer das Kreuz und küsse dich, wenn ich schlafen gehe, daß dir Gottes und deiner Mutter Segen in der Nacht zugute komme; aber du hast bisher immer geschlafen, wenn ich es tat und wußtest es darum nicht. Aber warum sie weine, sagte sie mir damals nicht. Darauf entkleidete sie sich und legte sich zu Bette und betete laut; ich aber sprach ihr nach:

„Heer Jesu, ich will schlafen gehn,
Laß vierzehn Engel um mich stehn:
Zwei zu meiner rechten Seite,
Zwei zu meiner linken Seite,
Zwei zu meinem Kopfsend',

Zwei zu meinem Fußend',
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weisen
Zum himmlischen Paradiesen!“

worauf wir ruhig einschliefen.

Allelei für Naturfreunde.

(Fortsetzung.)

Recht liebe und hochwillkommene Gäste sind in unsern Obst- und Gemüsegärten die schon erwähnten Bachstelzen. Die kleinen Nimmerfatte, die hier zu Lande ein graues, aber recht hübsches und zierliches Kleidchen tragen, räumen unter den im Gemüsegarten massenhaft vorkommenden Raupen, Käfern, Engerlingen usw. tüchtig auf. Dabei vollführen sie ein so munteres Gezitschen und zeigen sich so zutraulich und treu, daß wir Gartenbrüder wirklich viel Freude und Spaß daran haben. Bruder Heinrich gestand mir jüngst, sie hätten sich ihm früher, wenn er knieend im Freien sein Offizium betete, oftmals auf die Schultern und das Skapulier gesetzt, und mir selbst laufen sie oft vor und unter der Hacke herum und holen sich die kleinen weißen Engerlinge und roten Larven aus der frisch umgegrabenen Erde hervor. Manchmal fressen sie mir sogar zutraulich aus der offenen Hand, worüber sich dann unsere schwarzen Schulknaben höchlichst wundern, denn ihnen

gegenüber sind diese Vögelchen viel schüchterner und halten sich in respektvoller Ferne; sie wissen aber auch warum; denn vor einem Kasser ist nichts sicher, was nach „innyoma“ oder Fleisch riecht.

Wenn ich zuweilen in der Arbeit etwas inne halte und die bei uns übliche Gebetspause mache, setzen sich mir diese munteren Kameraden hart vor die Füße, zwitschern ohne Unterlaß und blicken erwartungsvoll zu mir auf, denn sie wollen ihre Mahlzeit unter den Larven und Engerlingen fortsetzen. Da manchmal flattert einer senkrecht an mir bis zum Gesicht herauf, als wollte er mich schnell aus den Gedanken aufscheuchen und zu neuer Arbeit ermuntern.

* * *

Weniger liebe und nützliche Vögel sind die Raben und Saatkrähen. Sie treten namentlich auf einzelnen weiter im Innern gelegenen Stationen sehr zahlreich auf und richten an den Feldfrüchten und Saaten, zumal im Mais und Weizen, ganz erheblichen Schaden an. An Größe und Gestalt sind sie ihren europäischen Brüdern ziemlich ähnlich, nicht aber in der Farbe. „Selten wie ein weißer Rabe“ heißt es bei uns im Sprichwort, wenn man eine unerhörte Ausnahme bezeichnen will; hier in Südafrika aber sind weiße Raben, wenigstens solche mit weißgestreiften Flügeln und schwarze Krähen mit einem weißen Ring um den Hals, durchaus keine Seltenheit. Auch ihr Ruf ist anders; während sie in Europa ihr helles, kurzes „Kra, kra“ ausstoßen, rufen sie hier ein tiefes, brummendes: „Gurf, gurf!“

Den unheimlichsten Ruf stoßen hierzulande die Nachteulen aus. Sie haufen einsam in Busch und Wald und lassen sich nur nächtlicher Weile hören. In langen Pausen, etwa alle 4 bis 5 Minuten einmal erschrecken sie den einsamen Wanderer mit dem hohlen, aus finsternem Walddickicht kommenden Ruf: „Guh! — huhu — huh!“

* * *

Ein recht munterer und harmloser Geselle dagegen ist der afrikanische Frosch. Er hat vor allem eine ungemein kräftige Stimme; mit 4 bis 5 Genossen kann er einen Lärm aufschlagen, daß man ihn eine halbe Stunde weit hören. Die älteren Mariannhiller Patres erzählten mir oft, wie lustig es gewesen sei, wenn sie in der alten Notkapelle in der Frühe um 2 oder 3 Uhr das Offizium sangen, und zu gleicher Zeit im benachbarten Sumpf eine Unzahl von Fröschen um die Wette „mitsallierte“. Seitdem ist das etwas anders geworden; der Sumpf wurde trocken gelegt und an der betreffenden Stelle steht nun unsere Kollegiatkirche und erheben sich verschiedene Gärten und Anlagen.

Einzelne dieser Frösche und Unken geben so tiefe und drohende Laute von sich, daß ich als Postulant und junger Novize oft glaubte, es liege irgendwo im Busch ein gefährliches Raubtier versteckt. Ein Aufschluß war bei dem strengen Stillschweigen, welches damals noch herrschte, schwer zu erlangen, und mit den im Trappistenorden üblichen Zeichen war ich noch viel zu wenig vertraut, als daß ich mich damit hätte verständigen können. Umgekehrt kommt's aber auch vor, daß man das Pusten einer fernen Lokomotive für einen bloßen Unkenruf hält. Mancher Leser meint vielleicht, ich scherze, allein erst kürzlich hielt einer unserer Patres die tief tönenden Signale der neuen amerikanischen Lokomotiven nur für das Präliminar eines behäbigen Froschkantors. Nun, Jren ist menschlich. —